

Die Schrift des Todten.

Von Jul. May.

(Fortsetzung.)

Der Anblick des Goldstückes, das Montmaieur inzwischen aus seiner Börse genommen hatte, schien die letzten Bedenklichkeiten des Boten zu besiegen. Er drehte den Brief noch einige Male hin und her und reichte ihn dann dem Besucher mit den Worten: „Nun, wenn es so steht, dann kann man es ja wohl riskiren.“

Der neue Briefumschlag trug zum Glück keine Adresse; Montmaieur zerriß ihn daher kurz entschlossen mit fieberhaft zitternder Hand und las den darin befindlichen Brief, welcher lautete:

„Meine liebe Klaudine! Alles, was Du mir schreibst, habe ich mir ja selbst schon tausendmal gesagt. Ich weiß es, daß diese Liebe wider die Natur, daß sie entsehrlich ist, aber ich vermag nicht gegen sie anzukämpfen, sie ist stärker als ich. Daran werden also alle Deine Vorstellungen und Beschränkungen nichts ändern können, aber ich freue mich trotzdem, daß Du kommen willst, und erwarte Dich morgen gegen Abend. Ich liebe Dich und werde Dich immer lieben, darum vergiß mich!“

Eine namenlose Wonne, sich so geliebt zu sehen, durchfluthete die Brust des Mörders. Erst Courlande's Frage: „Nun liegt etwas Gutes für Sie darin?“ ließ ihn aus seinen Gedanken auffahren.

„Jawohl, jawohl!“ versicherte er hastig.

„Na, das freut mich. Bin ja auch mal juna gewesen. Aber Sie haben den Umschlag zerrißen, was fang' ich nun mit dem Briefe an?“

„Daran habe ich schon gedacht.“ Montmaieur nahm aus seiner Brieftasche ein neues Koubert, steckte den Brief hinein und legte es wieder zu. „Eine Adresse hat nicht darauf gestanden; Fräulein Klaudine kann also nichts davon merken, daß ich ihn gesehen habe.“

Der Bauer schob den Brief nebst dem so leicht verdienten Goldstück ein und ging vergnügt nach Les Bernadettes weiter, während der Chemiter nach der Fabrik zurückkehrte, wo er sich in sein Arbeitszimmer einschloß.

„Sie weiß Alles!“ murmelte er. „Deshalb also behüte sie damals vor meinem Kuffe zurück!“

Die ganze Nacht schlief er kein Auge, sondern überlegte, wie er es möglich machen könne, die Unterredung der beiden Schwestern zu belauschen. Wenn Luzie, was wohl ziemlich sicher anzunehmen war, die Schwester auf ihrem Zimmer empfing, dann bot sich ihm ohne alle Mühe die Gelegenheit dazu. Neben diesem Zimmer hatte sich nämlich dasjenige befunden, in dem die alte Frau v. Montmaieur gewohnt hatte, und das seit ihrem Tode leer stand. Jedes der beiden Gemächer hatte eine Thür nach dem Gange, außerdem aber waren sie ursprünglich auch miteinander noch durch eine Thür verbunden gewesen. Die alte Frau hatte jedoch, wohl um ihre nächtlichen Gänge unentdeckt ausführen zu können, darauf bestanden, daß diese Verbindungstür verschlossen und ihr Schrank davor gestellt werde.

Am anderen Morgen, als Luzie unten in der Küche beschäftigt war, schlich Johann sich in das Zimmer seiner Mutter, schloß hinter sich ab und rückte nun möglichst geräuschlos den Schrank so weit von der Thür ab, daß er hindurchschlüpfen konnte. Bei seiner Körperkraft war ihm das ein Leichtes, und es konnte sich nun davon überzeugen, daß es ihm möglich sein werde, jedes Wort zu verstehen, wenn in dem Nebengemach nicht allzu leise gesprochen würde.

Was wohl die beiden miteinander reden würden? Ihm war es, als ob sein Geschick von dieser Zusammenkunft abhänge, aber auch, als ob ihm irgend eine unbestimmte Gefahr drohe. Indessen, was vermochte Klaudine gegen ihn?

Er beobachtete Luzie den ganzen Tag über scharf, sie schien aber ganz unbesonnen und unverändert.

Im Laufe des Nachmittags verstand er, ohne daß — wie er wenigstens meinte — Jemand es gewahren konnte, in dem Zimmer seiner Mutter, schloß die Thür von innen zu und starrte nun mit fieberhafter Spannung auf Klaudines Kommen. Es begann bereits zu dunkeln, und sie war noch immer nicht erschienen, so daß er schon dachte, sie habe, nachdem sie den Brief der Schwester gelesen, auf den Wunsch verzichtet, sie anderen Sinnes zu machen. Luzie befand sich jetzt auch

schon geraume Zeit in dem Zimmer nebenan; er hörte sie einige Male unruhig auf und nieder gehen. Endlich glaubte er auf dem Hofe Schritte zu vernehmen, schlüpfte leise zum Fenster und sah Klaudine in das Haus gehen. Sie begab sich gerade Weges in das Zimmer der Schwester und klopfte zweimal leise an die Thür.

„Bist Du es, Klaudine?“ fragte Luzie, und als von draußen ein „Ja“ vernehmbar wurde, ging sie zur Thür und öffnete.

Das Alles konnte der Lauscher ganz deutlich vernehmen; zum Glück für die Schwestern aber vermochte er nur zu hören und nicht auch zu sehen, was nebenan vorging.

Sobald Luzie nach dem Öffnen der Thür ihrer Schwester gegenüberstand, die vor Erregung blaß war und zitterte, legte sie schnell einen Finger auf die Lippen und machte eine bezeichnende Kopfbewegung nach der Thür hin, hinter der Montmaieur lauschte. Sie war dessen ganz sicher, denn sie hatte ihn den ganzen Nachmittag nicht aus den Augen gelassen und wohl gefolgt, wie er in jenem Zimmer verkehrte. Einen Augenblick verhartete die beiden Mädchen schweigend, wie um Muth und Kraft zu sammeln, dann begann Klaudine nachdem sie durch Nicken darthat, daß sie den Wink ihrer Schwester verstanden hatte:

„Hast Du in diesem Briefe wirklich Dein letztes Wort gesprochen, Luzie?“

„Ja.“

„Du liebst Montmaieur?“

„Muh ich Dir das noch einmal wiederholen?“

„Trotzdem glaube ich es nicht. Du begreifst den lebhaftesten Abscheu gegen ihn, als Du zuerst hierher gingst, um ihn zu überführen und dem Gericht zu überliefern. Und heute sollst Du den Mörder meines Pflegevaters, für den der Deinige unschuldig sterben soll, lieben?“

„Das ist undenkbar und unmöglich, Schwester das wäre ja der Gipfel der Verworfenheit!“ entgegnete Klaudine.

„Ach, Du kennst die Liebe nicht. Die Neigung, welche Du für Georg empfindest, ist still und ruhig, und bringt Dein Herz nicht in Aufruhr. Ebenso erging es mir mit meiner vermeintlichen Liebe zu Walter; es war Keckerei, Jugendfreundschaft, weiter nichts. Jetzt aber liebe ich, ich mag wollen oder nicht; es ist als ob eine gewaltige Strömung mich forttrüge gegen die ich nicht anzukämpfen vermag.“

Glaube Du, daß ich nicht vor mir selber schaudere, daß ich mich nicht selbst oft mit Entsetzen frage, wie es möglich sei, diesen Mann zu lieben, nach Allem, was ich von ihm weiß. Vielleicht kommt es daher, weil er mich so wahnsinnig liebt ein solches Gefühl mag wohl auch anstehend wirken. Und nun laß uns scheiden, Schwester, Du siehst ja, daß Vorstellungen bei mir nichts fruchten. Ich bin in Deinen Augen eine Verworfenne und ich muß das tragen. Aber ich und er, wir gehören nun einmal zusammen. Es ist meine Bestimmung, sein Geschick zu theilen, und ich will treu zu ihm stehen gegen alle Gefahren die ihn bedrohen können.“

„Luzie! Luzie! Bist Du es wirklich, die das sagt?“

„Dringe nicht weiter in mich, Schwester. Du bereitest mir grausame Schmerzen, und doch ist alles weitere Neben zwecklos. Vergiß mich, für Dich darf ich fernerhin nicht mehr existiren. Lebe wohl, Klaudine, laß mich!“

Jetzt konnte der Hörer nichts mehr hören. Er vernahm weder den trampfhaften Händedruck und den Kuß, den die beiden austauschten noch das Luzie dabei ihrer Schwester in's Ohr flüsterte: „Ich halte es doch nicht für recht, was wir jetzt gethan haben, mir ist, als ob wir dafür bestraft werden müßten.“

„Courlande bestand unbedingt darauf,“ gab Klaudine, ebenso unhörbar, zurück.

Luzie war allein. Draußen dunkelte es bereits. Sie stützte ihre brennende Stirn gegen die Fensterscheiben und blickte ohne ein bestimmtes Ziel in die Dämmerung hinaus. Sie mußte ihren Nerven Zeit gönnen, sich zu beruhigen. Pflösch fuhr sie zusammen und stieß einen Schrei aus. Johann v. Montmaieur war von ihr ungehört, eingetreten und legte jetzt die Hand auf ihre Schulter.

„Sie hier, Johann, was wollen Sie von mir?“ rief sie, als sie ihn gleich und verstört vor sich stehen sah. Er antwortete nicht, aber seine Augen leuchteten unheimlich, gleich denen eines wilden Thieres, als er nun seinen Arm um sie legte und sie trotz ihres Widerstrebens an seine Brust zog. Er küßte ihren Mund mit feinen heißen

Lippen so krampfhaft sie sich ihm auch zu entziehen suchte, und flüsterte ihr dann mit heiserer Stimme in's Ohr:

„Ich habe Alles gehört. . . . Alles! Ich war dort, nebenan. Ach, wie Du mich liebst, mein herrliches Mädchen, trotzdem Du mein Geheimniß kennst!“

Und so redete er noch weiter in abgerissenen Sätzen auf sie ein und schilberte ihr seine wahnsinnige Leidenschaft, während das sonst so energische und kräftige Mädchen wie gebrochen, widerstandslos in seinen Armen lag. Aber als er sie jetzt von Neuem küssen wollte da schrie sie laut auf. In demselben Augenblick erschien ein Schatten in der Thür und eine ernste Stimme fragte:

„Johann, was thust Du hier?“

Es war Georg. Während Luzie hoch aufathmend die Hände gegen ihr Herz preßte, das zum Zerpringen klopfte, machte Johann zuerst Miene, als ob er sich auf den Bruder stürzen wollte, dann aber besann er sich und verließ rasch das Zimmer.

Der Kranke aber sagte mahnend zu dem jungen Mädchen, bevor er ihm folgte: „Ich habe es Ihnen gesagt: es ruht ein Fluch auf diesem Hause und Allen, die darin sind! Hüten Sie sich!“

18.

Am anderen Morgen stand Johann v. Montmaieur an dem offenen Fenster seines Zimmers und athmete mit vollen Zügen die eindringende frische Luft. Er befand sich in fieberhafter Aufregung, er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, sondern fortwährend überlegt und nachgedacht.

Das Gefühlslieben war seit einigen Tagen besonders lebhaft. Die Deutschen waren darauf gefaßt, daß die Garnison von Paris noch einen letzten verzweifelten Durchbruchversuch in der Richtung auf Versailles unternehmen würde. In einem fort wurde die Luft von dem Krachen der Feuereschüsse hüben und drüben erschütterter. Zumal der Mont Valerien war heute sehr eifrig im Schleiern seiner riesigen Granaten, von den Deutschen „Zuderhüte“ genannt, die meist gegen den Park von Saint-Cloud und die Montretoulschanze gerichtet waren, mitunter aber auch in Garches einschlugen, und dort Feuersbrünste verursachten.

Montmaieur achtete nicht auf das, was draußen vorging. Er stand unbeweglich, auf die Fensterbrüstung gestützt, und finstere Entschlossenheit prägte sich in seinem Gesichte aus, während seine Lippen murmelten: „Sie soll sterben — es muß sein!“

Galt diese Drohung Luzie oder Klaudine? Beide Schwestern kannten sein Geheimniß, aber die Erstere liebte ihn, und von ihr hatte er nichts zu fürchten. Wie aber konnte er Klaudine hindern, sein Geheimniß zu verrathen? Ohne Zweifel hatte sie es schon gethan, denn es erschien ihm jetzt zweifellos, daß nur dadurch der Aufschub von Doria's Hinrichtung herbeigeführt worden sei. Dann war zu seinem Glück der Krieg dazwischen gekommen; wenn dieser aber zu Ende war, dann würde das Gericht den Fall natürlich von Neuem aufnehmen, und dann hätte er zu gewärtigen, daß Klaudine als Anklägerin gegen ihn auftrat. Wie das verhindern?

Darüber hatte er die ganze Nacht nachgedacht, und das Beschäftigte ihn auch jetzt wieder, während er zu dem blauen Himmel aufschaute, an dem kleine Wolken wie weiße Flöckchen hingen, und nur mit halbem Ohre auf den längst gewohnten Lärm der Geschütze horchte.

„Nur die Todten allein reden nicht!“ Diese Worte glaubte er immer wieder zu hören, lauter als Kanonen. Zuerst freilich hatte er den Gedanken mit Schaudern von sich gewiesen. Er hatte Bourreille geliebt, weil es nicht anders ging, aber nun noch einen zweiten Mord begehen zu sollen, um die Entdeckung des ersten zu verhüten, das war ja entsehrlich!

Und dennoch gab es keinen anderen Ausweg, wie sehr er sein Gehirn auch anstrengen mochte, und deswegen war er zu dem Ergebnis gelangt: „Sie soll sterben — es muß sein!“

Aber wie? Ein neues Verbrechen würde zwar wohl nicht augenblicklich die Aufmerksamkeit des Gerichtes erregen, daran war hier inmitten der deutschen Einschließungs-Truppen, während der Beschießung und der fast täglich wiederkehrenden Kämpfe natürlich nicht zu denken. Aber nach dem vielleicht schon nahe bevorstehenden Friedensschluß würden die Behörden nachforschen, was aus Klaudine geworden sei, darauf mußte er gefaßt sein. Außerdem hatte er um jeden Preis zu verhüten, daß in Luzie eine

Ahnung davon aufblühete, Klaudine sei von ihm getödtet worden, denn in diesem Falle war er überzeugt, daß ihn dann selbst ihre Liebe nicht vor ihrer Rache schützen könnte.

Grübelnd ging er in dem Zimmer auf und nieder. Mit einer Waffe durfte er sie nicht umbringen, das war zu gefährlich, auch schauderte er vor dem Anblick des Blutes zurück. Das mußte ihn zudem sofort Luzien verächtlich machen, und wie sollte er die Leiche beseitigen?

Er mußte Klaudine vielmehr vergiften — wozu war er den Chemiter? Das Gift mußte ihr allmählig in ganz kleinen Dosen beigebracht werden, so daß der Anschein einer Krankheit hervorgerufen wurde, dem das junge Mädchen erlag. Dann konnte kein Verdacht ihn treffen.

Aber auch so war die Ausführung nicht weniger als leicht. Klaudine befand sich in Les Bernadettes, und er konnte sich ihr nicht nähern, ohne Argwohn zu erregen. Ihm blieb nur übrig, sich Georg's zu bedienen, um sie wieder nach der Fabrik zu locken. Aber was dann weiter?

Es war nicht leicht, darauf eine Antwort zu finden, und auch am Nachmittage grübelte er in seinem Zimmer wieder vergeblich darüber nach. Pflösch vernahm er draußen Lärm und Geschrei, die Soldaten liefen aus der Fabrik nach der Richtung von Les Bernadettes hin, wo ein dichter schwarzer Qualm emporstieg. Jetzt schlugen auch schon die hellen Flammen empor, — das Geschöß mußte brennen.

Schon eilte auch Luzie von Angst um Klaudine getrieben, ebenfalls dorthin; Georg wollte ihr folgen, woran bei seiner Schwäche aber natürlich nicht zu denken war. Sein Bruder fand ihn bebend im Hofe und führte ihn in das Haus zurück, wo er bei ihm blieb, während er den Gedanken verfolgte, daß ihm dieses unerwartete Ereigniß die Ausführung seines finsternen Vorhabens wesentlich erleichtern müsse. War das Geschöß ein Raub der Flammen geworden, dann würde sich Klaudine wohl nicht länger weigern, zu ihrer Schwester überzusetzen.

Etwa eine halbe Stunde später sah er zwei Soldaten, die eine Bahre trugen, über den Hof kommen. Luzie ging weinend daneben, und auf der Bahre lag der Körper eines todtten, oder ver wundeten Weibes.

Ramen Sie von Les Bernadettes — war das Klaudine? Dann hatte ihm das Schicksal vielleicht einen zweiten Mord erspart. Jetzt sehten sie die Bahre nieder, und nun sah er, daß es wirklich Klaudine war. Er eilte hinaus und zwang sich, ein trauriges Gesicht zu machen, aber trotzdem klang sein Ruf: „Ist sie todt?“ beinahe freudig.

„Gottlob nein, sie ist nur verwundet,“ gab Luzie Auskunft. „Hilf nur, sie in mein Zimmer tragen.“ Es ist schon Jemand nach Garches geeilt, um den deutschen Stabsarzt zu holen.“

Wenige Minuten nachher lag die Verwundete, die sich augenscheinlich in tiefer Ohnmacht befand, auf dem Bett ihrer Schwester, die sich beeilte, die tiefe Kopfwunde, die Klaudine oberhalb der Stirn erhalten hatte, auszuwaschen und mit einem vorläufigen Verband zu versehen. Johann von Montmaieur that sehr heifert, um ihr behilflich zu sein, während er innerlich nur den einen Wunsch hegte, diese Wunde möchte schwer genug sein, um ihn ohne sein Zuthun von seiner verhassten Gegnerin zu befreien. Auch Georg war heraufgekommen, aber er war vollständig außer sich, saß auf einem Stuhle an der Wand und barrete mit Bangen auf die Ankunft der Ärzte.

Inzwischen berichtete Luzie den Hergang des Unglücks, wie sie ihn von dem alten Anechte, der mit Klaudine in Les Bernadettes geblieben war, vernommen hatte.

Das Geschöß war kurz hintereinander von zwei Granaten, die von Mont Valerien kamen, getroffen worden. Die erste war im Hofe geplatzt, und ein Sprengstück hatte Klaudine, die gerade in das Wohnhaus gehen wollte, am Kopfe gestreift. Von den Soldaten, die dort lagen, war keiner daheim, aber der alte Anecht hatte aus der Stallthür geschaut und gesehen, wie das junge Mädchen getroffen zu Boden fiel. Gleich darauf kam die zweite Granate, welche in eine Scheuer schlug, und beim Plagen die dort lagernden Strohvorräthe in Flammen setzte. Das Feuer nahm rasch überhand, da keine Hilfe zur Stelle war, und als die Soldaten aus Garches zum Löschen herbeiliefen, stand auch das Wohnhaus schon in hellen Flammen. Les Bernadettes war fast völlig niedergerannt, und Luzie hatte dann

veranlaßt, daß man ihre Schwester nach der Fabrik brachte.

Jetzt erschien auch der Stabsarzt aus Garches, von einem Lazarethgehilfen begleitet. Er begrüßte Luzie, seine ehemalige Patientin, freundlich und sagte ihr einige tröstende Worte, um dann seine ganze Aufmerksamkeit der Verwundeten zuzuwenden. Er schnitt erst ein Theil der Haare weg, um die Wunde besser besichtigen zu können. Sie war tief, und die Untersuchung dauerte lange. Dann sagte er: „Die Wunde ist nicht unbedenklich, doch dürfen wir bei der Jugend und kräftigen Konstitution der Verwundeten das Beste hoffen.“

Rasch gleichzeitig drang ein Freundensruf über Luziens und Georg's Lippen. Zu der Ersteren gewendet fuhr der Arzt fort: „Wenn Sie Ihre Schwester ebenso sorgfältig und treulich pflegen, wie diese Sie gepflegt hat, dann werden wir sie hoffentlich durchbringen. Doch muß ich Sie gleich darauf vorbereiten, daß die Heilung eine ziemlich langwierige sein wird.“

Dann legte er mit geschickter Hand einen Verband an, allein so zart und vorsichtig er auch dabei zu Werke ging, so schien Klaudine doch bestige Schmerzen zu empfinden. Sie stöhnte, bewegte sich und schlug die Augen auf, schien aber Niemand zu erkennen.

„So, für den Augenblick ist weiter nichts zu thun,“ sagte der Stabsarzt. „Ich werde Ihnen nur noch eine Medizin aus Garches herüberschicken, von der Sie Ihrer Schwester alle Stunden einen Schößel geben müssen. Morgen früh komme ich wieder.“

Luziens Dank freundlich abweisend, ging er mit dem Lazarethgehilfen wieder fort, wobei ihm Johann v. Montmaieur das Geleit gab. Vorher hatte dieser sich aber doch verpflichtet gefühlt, einige Worte an Luzie zu richten, um sie zu trösten.

„Sie hören ja, was der Doktor sagt, Luzie. Jetzt ist Ihre Schwester so gut wie gerettet, denn an der sorgsamsten Pflege soll es ihr nicht fehlen. Also seien Sie nur wieder guten Muthes!“

So sehr er sich auch bemühte, den Ausdruck der innigsten Theilnahme in seine Worte zu legen, so klangen sie doch gezwungen und unaufrichtig. Bei sich dachte er in demselben Augenblick: „Das Schicksal selbst hat Klaudine in meine Hand gegeben. Nun mag es kommen, wie es will — lebendig soll sie nicht wieder von hinnen geben!“

Fast um dieselbe Stunde, als das Geschöß Les Bernadettes bei Garches niederbrannte, fand in dem nicht allzuweit entfernten Versailles ein weltgeschichtlicher Vorgang statt: die Verlobung des neuen Deutschen Kaisers in demselben stolzen Königsschloß, wo seit Richelieu's Tagen so viele schändliche Pläne zur Erniedrigung Deutschlands gefaßt worden waren.

Als herrlichster Preis für die unglücklichen Strapazen und Entbehrungen der deutschen Heere, für das Blut, das so viele Tapfere auf den Siegesfeldern vergossen hatten, wurde nun dem geeinigten deutschen Volke das neubegründete Kaiserthum zu Theil, dessen feierliche Verlobung im großen Spiegelsaale des Versailles Schlosses Mittags zwölf Uhr vor sich ging.

Viele Prinzen, Fürsten, Generale, Minister und Abgesandte der Regimenter waren anwesend, als der vierundsechzigjährige König Wilhelm mit der Rüstigkeit eines Jünglings die Tribüne bestieg, um mit bewegter Stimme zu verkünden, daß er die ihm angebotene Kaiserkrone annehme. Dann ertheilte er dem Kanzler Grafen Bismarck den Befehl, die Proklamation an das deutsche Volk zu verlesen. Ein Armeebefehl gab gleichzeitig den im Felde stehenden Scharen Kunde von diesem großen Ereigniß, das die alte Sage vom Barbarossa im Rhyfhauser zur Wahrheit werden ließ und den Traum aller echten Patrioten erfüllte. Es hieß in diesem Befehl an das Heer:

„Eure Tapferkeit und Ausdauer in diesem Kriege, für welche ich euch wiederholt meine vollste Anerkennung aussprach, hat das Werk der inneren Einigung Deutschlands beschleunigt, ein Erfolg, den ihr mit Einsetz und eures Blutes und eures Lebens erkämpft habt.“

Aber noch immer war die blutige Arbeit nicht ganz gethan, denn vor Paris wie vor Belfort stand die Entscheidung noch bevor. In Paris schalt Alles den Oberkommandanten Trochu, daß er bisher immer nur kleine Ausfälle unternommen habe. Es sei jetzt der geeignete Augenblick, alle vorhandenen Streitkräfte zu einem Riesenausfall zusammenzurufen, um den

von Gambetta in's Feld gerufenen Heeren die Hand zum gemeinsamen Hauptschlag gegen die deutschen Eindringlinge zu reichen.

Trochu wagte sich nicht länger dem ungestümen Verlangen zu widersehen, er hielt mit Zuziehung der Maires der zwanzig Pariser Bezirke einen Kriegsrath ab, in dem dieser große Ausfall auf den 19. Januar festgesetzt wurde. Eine hochtönende Proklamation rief die gesammte Wehrmannschaft der Hauptstadt unter die Waffen, und bereits in der Nacht vom 18. zum 19. Januar begannen auf französischer Seite die vorbereitenden Bewegungen für den entscheidenden Kampf, dessen Haupttrichtung gerade nach jener Richtung hin geplant war, wo die arme Klaudine gegenwärtig zwischen Leben und Tod schwebte.

Die Bewegungen vollzogen sich hauptsächlich auf jenem Gelände westlich von Paris und dem Boulogner Gehölz, vor und hinter dem Alles beherrschenden Mont Valerien, das auf beiden Seiten von der Seine umschlossen wird, die hier die große Krümmung nach Nordosten über Saint-Denis und Argenteuil macht. Die Stellung der deutschen Einschließungs-Truppen reichte hier von Saint-Cloud auf dem rechten Flügel bis Bougival auf dem linken. Bei Saint-Cloud und Garches waren neben der Montretoulschanze besonders wichtige Stellungen La Bergerie, Schloß Buzenval mit seinem Park und La Houilleuse. Weiter folgten Bois-Preau und der Park von Malmaison, an die sich der bis nach Versailles reichende Wald schloß; das Thal von Cucuva verbindet die Stellung von Buzenval mit der von La Jonchere — es war gewissermaßen eine riesenstarke, eiserne Kette über den ganzen Eingang zu der Seine-Halbinsel gelegt, welche die Franzosen zu sprengen hatten, wenn sie auf diesem Punkte durchbrechen wollten.

Von Mitternacht an waren die Pariser Truppentheile auf die ihnen angeordneten Plätze gerückt, von denen aus sie am nächsten Morgen gegen die deutschen Linien vorrücken sollten. Gewaltig tagte am nächsten Morgen der Mont Valerien empor, dessen Batterien seit dem Nachmittag schwiegen, um nicht die Aufmerksamkeit des Feindes nach dieser Seite hinjulenkten.

Am weitesten draußen streiften die Francitrens gegenüber den deutschen Vorposten. Weiter zurück folgten die Marschbataillone der Nationalgarde, zum erstenmale mit den Bataillonen der Mobilgarde und den Linienregimentern zusammen in Schlachtlordnung stehend.

Bei einer Schaar von Francitrens, die am Fuße des Mont Valerien lagerte, stand Walter Bourreille. Seit einigen Tagen fühlte er sich wunderbar beglückt; er hatte nämlich durch einen von den Vorposten kommenden Kameraden einen Brief eingehändig erhalten, der aus seinem Herzen plötzlich die dumpfe Verzweiflung und Bitterkeit wieder verdrängte, die sich seit dem vermeintlichen Verathe Luziens bemächtigt hatte. Er kannte die Handschrift des Briefes nicht, ein unbekannter Bauer hatte ihn jenem Kameraden draußen zugestekt und war dann wieder verschwunden; aber das machte nichts, er glaubte ja nur zu gern, was darin stand. Der Brief lautete:

„Ich bin Ihnen ganz fremd, hege aber dennoch freundschaftliche Gesinnung für Sie. Glauben Sie mir: Sie haben Ihrer Braut, Fräulein Luzie, schweres Unrecht gethan, indem Sie, ebenso, wie Frau Doria, vor schnell nach dem Scheine über sie urtheilten. Letztere ist über ihren Irrthum bereits aufgeklärt. Fräulein Luzie hat sich opfern wollen, um ihren unschuldig verurtheilten Pflegevater Doria zu retten. Sehr bald werden Sie die Beweise dafür erhalten; bis dahin denken Sie nur immer daran, daß Alles, was Luzie seit sechs Monaten gethan hat, sich immer nur auf den eben genannten Zweck bezog. Sie hat immer nur Sie geliebt und ist Ihrer Liebe keinen Augenblick unwürdig gewesen.“

Ich will zum Schluß nur noch erwähnen, daß ich Beamter der Sicherheitspolizei bin und seiner Zeit Michael Doria nach Bourges gebracht habe. Bald sollen Sie Weiteres erfahren.“

Den Namen Courlande mit dem dieser Brief unterzeichnet war, hatte Walter nie vorher gehört, aber was machte das? Der Verwundete Luziens war ihm ja von jeher so unbegreiflich gewesen, daß er immer noch irgend einem geheimen Motiv gefaßt hatte, um ihn zu erklären. Jetzt war er nur zu bereit, Alles zu glauben, was das